

Die akademische (juristische) Vorlesung – Eine durchaus zeitgemäße Betrachtung

Karsten Schmidt*

Ein Klassiker wird hier besichtigt: die traditionelle Vorlesung. Dass es sie heute noch geben würde, hätten manche schon vor einem halben Jahrhundert nicht mehr vorherzusagen gewagt, und nicht wenige geben ihr auch jetzt nur noch eine begrenzte Zukunft: Digital Learning setzt die akademische Königsdisziplin Vorlesung ins Schach. Aber ist sie deshalb auch matt?

A. Hochschuldidaktische Defizite: ein Bekenntnis

Von der Schriftleitung um den folgenden Beitrag gebeten, hat der Verfasser, um in der ZDRW nichts anbrennen zu lassen, anfangs seinen Blick in ein voluminöses „Handbuch Hochschullehre“ geworfen¹, darin allerdings eher Klischees über die Hochschuldidaktik als wissenschaftliche Disziplin bestätigt gefunden. Die Vorlesung, war da zu erfahren, ist ein Vortrag von 45 oder 90 Minuten Länge, und sie ist pädagogisch nur für einen beschränkten Kreis von Lernzielen geeignet. Durch solche Lektüre des Antriebs enthoben, sich mit dem folgenden Text auf dem Stand hochschuldidaktischer Erkenntnis zu bewegen, jedoch im Bestreben, nach der Zusage eines Beitrags nicht wortbrüchig zu werden, entschloss sich der Verfasser, nur Gedanken und Urteile zu Papier zu bringen, wie eigene Erfahrung sie ihm eingab.

B. Elend und Glanz einer konventionellen Lehrform

I. Ein Klassiker gerät in Verruf

Das Konzept Vorlesung wird heute überwiegend mit negativen Attributen besetzt. Schon der Name ist ja für modernes Marketing denkbar ungeeignet. „Vorlesung“ – klingt das nicht

- frontal und eher nicht inspirierend („Lesung“),
- hierarchisch („Vor ...“) und obendrein

durch und durch germanisch (was für viele das Schlimmste sein mag)?

Die Redeweise von den hoffnungslos veralteten Vorlesungen ist ihrerseits älter als viele glauben. Auf *Johann Gottlieb Fichte*, dem die Erfindung des Buchdrucks als Beweis für die Überflüssigkeit von Vorlesungen genügt haben soll, kann man sich heutzutage aber nicht mehr berufen. Dieser Gewährsmann der Vorlesungskritiker, seit über 200 Jahren nicht mehr auf der Welt, hatte ein Bild von der Vorlesung, das heute nicht trägt. Zu seinen Lebzeiten verstand man darunter das teils buchstäbliche, teils wohl auch paraphrasierte Verlesen eines allein dem Dozenten zur Verfü-

* *Karsten Schmidt* ist Professor der Bucerius Law School in Hamburg und Inhaber des Lehrstuhls für Unternehmensrecht.

1 *Berendt*, in: dies./Voss et al. (Hrsg.), Neues Handbuch Hochschullehre, unter B.1.1.3.6.

gung stehenden Buchs. Es erstaunt, dass eine ganze Generation von Hörbuchkonsumenten kaum noch bereit ist, sich ein solches Szenario auch nur vorzustellen. Selbstverständlich musste sich das Profil akademischer Vorlesungen mit der Verbreitung preiswerter Bücher und später des Vorlesungsmaterials auch ohne das Zutun des großen Mannes wie von allein ändern. Dozenten, die sich hierauf nicht einzurichten verstanden, darf man noch heute getrost als Versager bezeichnen. Dass das Realbild des Vorlesungsbetriebs unter ihnen zu leiden hat, ist betrüblich, wird aber hier nicht das Thema sein.

II. Realität oder Ideal – was ist der Maßstab?

Es gibt verschiedene Wege, sich ein Urteil über die Vorlesung als Lehrveranstaltungstypus zu bilden. Man kann von der erlebten Realität des Vorlesungsbetriebs ausgehen oder auf dessen Idealbild schauen. Die Mehrzahl der Kritiker – pardon: Kritikerinnen und Kritiker! – dürfte sich von einem erträumten Idealbild der Vorlesung a limine distanzieren. Das ist gut verständlich, doch ist auch vor Trugschlüssen zu warnen, die sich mit einer spontanen Auswertung (repräsentativer) Umfragen allzu rasch zu einem vernichtenden Urteil über das Ganze verdichten: Da treffen Dozenten vorgerückten Alters auf eine junge und wissbegierige, vom Vorlesungsbetrieb aber alsbald gelangweilte Hörschaft, bringen deren Begeisterung zum Veröden und bald schon das ganze Produkt Vorlesung in Misskredit.

Trotzdem sei dazu aufgerufen, die Vorlesung einmal von ihrem Anspruch und nicht bloß von dessen bisweilen enttäuschender Umsetzung her zu beurteilen. Dieser Anspruch nämlich ist Ausdruck akademischer Tugenden, und wer die in Misskredit bringt, muss sich nicht wundern, wenn das aus ihnen erwachsene Artefakt – eben die Vorlesung – gleich über Bord geht wie das sprichwörtliche Kind mit dem Bade.

III. Sokratisch und demokratisch

Als unerlässliche Tugend im Vorlesungsbetrieb gilt die sokratische Methode. Welcher Hochschullehrer würde heute noch zugeben, dass diese Methode ihm nicht vertraut oder vielleicht nicht einmal geheuer wäre? Ob die mit diesen Worten beschriebene interaktive Lehrmethode den Rang eines philosophischen Diskurses hat, darf jedoch füglich bezweifelt werden. Vielleicht geht es mehr um den Abbau von Hierarchien zwischen den Dozent(inn)en und dem zu belehrenden Publikum. Wie dem aber auch sei: Wer sich an Idealen ausrichtet, darf wohl ein bisschen hoch greifen. Sokrates ist eine zugfähige Marke, und wer wird uns übelnehmen, wenn wir in seinem Namen das Konzept „Predigen und Abfragen“ hinter uns lassen? Das Rad neu erfunden haben wir auch in dieser Hinsicht wohl nicht, vielleicht nur die alten Lehrformen „Vorlesung“ und „Kolloquium“ miteinander vermischt.

Doch hat nicht nur die Vorlesung von den Kleingruppen und Kolloquien gelernt. Gelernt haben wir auch an den „Visualisierungsmedien“ (auch dies eine Lese Frucht

aus dem „Handbuch Hochschullehre“). Unter ihnen ist die PowerPoint-Technik die erste, die erstmalig für die Vorlesung wie geschaffen wirkt und die alten Wandtafeln und Diaskope vergessen lässt. Ob sie die Qualität der Lehre verbessert hat, blieb allerdings bei den Gelehrten umstritten. Wie so oft kommt es nämlich hier ganz auf den Gebrauch an, den man von neuen Möglichkeiten macht. PowerPoint bewahrt uns vor hilflosem Geraschel in unübersichtlichen Handouts und dem damit einhergehenden kollektiven Getuschel („links oben“). PowerPoint hat schon manche Dozenten zu freiem Vortrag bewogen, die eben noch Manuskripte vorbuchstabierten. Andere sind dazu übergegangen, sich statt mit dem Publikum mit ihren Bildern zu unterhalten. Wiederum andere haben sich, jeden rhetorischen Ehrgeiz aufgebend, der neuen Technik ganz hingegeben und lassen nur noch mit dem Laserpointer angezeigte Schlagwörter vernehmen. Der Vorlesung sollte man nicht die Schuld daran geben. Sie lässt uns nur schlechte Dozenten leichter ertappen, denn sie ist eine Aufgabe, an der selbst Erfahrene scheitern können.

IV. Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis

Wer von Vorlesungen spricht, meint die große Form: systematisch, umfassend, vor großem Publikum. Im „Saal“ – eben im Hörsaal! – findet die Vorlesung statt, nicht, wie die Kleingruppenveranstaltung, in einem belanglosen „Raum“. Manchen ist schon die Größe allein, wie bei den Konzerthäusern, ein Graus. Könnte nicht aber ein guter Sinn darin bestanden haben, dass einstmals der Bildungslauf junger Menschen aus den Klassen-„Zimmern“ der Schulen in die Hör-„Säle“ der Hochschulen führte? Lag darin nicht das Versprechen, man könne in diesen auf Dozenten von anderem Format als im Lehrerkollegium treffen? Nicht um der besseren Berufsqualifikation, sondern um des Erlebnisses willen, ist allen Studierenden zu wünschen, dass solche Hoffnungen aufgehen.

Gute Vorlesungen werden zelebriert wie Konzerte. Der Eingangsapplaus (nur noch wenig in Mode) ist nicht Vorschusslorbeer, sondern ein Versprechen an den hereinkommenden Dozenten, sich mit dem Abebben des kollektiven Begrüßungslärms in Stille zu sammeln. Solche Sammlung mag nicht ganz einfach sein für Teilnehmer, deren Gewohnheiten eher bei Sportereignissen oder Rock-Festivals eingeübt sind, aber sie hilft. Sie hilft sogar beiden Seiten, denn beiden wird etwas abverlangt:

- Auf der Dozentenseite ist in angemessener Rhetorik ein großer Bogen zu spannen. Die gegliederte Aneinanderreihung fachlicher Wissensbrocken ist dafür kein Ersatz.
- Die Hörer sollen bereit sein und instand gesetzt werden, die große Form mitzuvollziehen, ohne die Details zu vernachlässigen.

Der Vergleich mit einem Musikwerk trägt auch hier. Die Vorlesung ist gewissermaßen die Solosonate unter den akademischen Veranstaltungen.

C. Schlussbemerkungen zum Schlagwort „Gute Lehre“

I. Eine Frage des Anspruchs

Nicht von Plänen und Zielvereinbarungen, sondern vom akademischen Personal hängt es ab, wie gut Fakultäten und ganze Hochschulen sind. Die Bereitschaft und Fähigkeit, sich und den Stoff im Großformat „Vorlesung“ zu präsentieren, entscheidet wesentlich nicht nur über den Rang der Dozenten, sondern über den Anspruch „Gute Lehre“ an die Akteure und an sich selbst. Ein solcher Qualitätswettbewerb hat zugegebenermaßen auch Nebeneffekte, z.B. in Gestalt der Prestigeträchtigkeit anerkannt unverständlicher Kultveranstaltungen. Aber die Hohen Schulen und ihre Bürger von einst konnten gut damit leben.

II. Worauf kommt es an?

Die Qualität der Lehre in einer Fakultät oder Hochschule wird nicht selten an dem Zahlenverhältnis zwischen Dozenten und Studierenden gemessen. Als Wegweiser für Gespräche von Fakultäten und Hochschulleitungen mit der Kultusverwaltung ist ein solcher Maßstab nicht unangemessen, denn er treibt Budgetverwaltungen und Hochschulträger zu nützlichen Anstrengungen an. Die Kehrseite dieser Medaille besteht aber darin, dass gute Lehre ebensowenig ein beliebig vermehrbares Gut ist wie ein Maßstäbe setzendes Piano-Recital.

Nehmen wir einmal an, die Veranstaltungsform „Vorlesung“ würde aus den Hochschulen verbannt und komplett durch interaktive Kleingruppen ersetzt, so sei hier behauptet: Aus solchen Bedingungen würde sich wie von allein, ganz naturwüchsig, „Gute Lehre“ entwickeln, weil nun einmal der Durst nach dem Außerordentlichen ohne anspruchsvolle Präsentation nicht zu stillen ist. Und da hat die Vorlesung durchaus ihren Platz.